Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Versuch eines Beweises, daß die Unpartheylichkeit eines Geschichtsschreibers eine schwere Sache sey

Herbart, Johann Michael

Oldenburg, 1748

VD18 13159836

urn:nbn:de:gbv:45:1-19565

Visual Library

19.

Versuch
eines Beweises,
daß die Unpartheylichkeit eines Geschichtschreibers eine schwere Sache sey.

wobey

alle hohe Gönner und vornehme Freunde
der hiesigen Schule

zu

gnädiger und hochgeneigter Anhörung

einer deutschen Abschiedsrede

welche

den 21. Septemb. des morgens um 10. Uhr
gehalten werden wird,

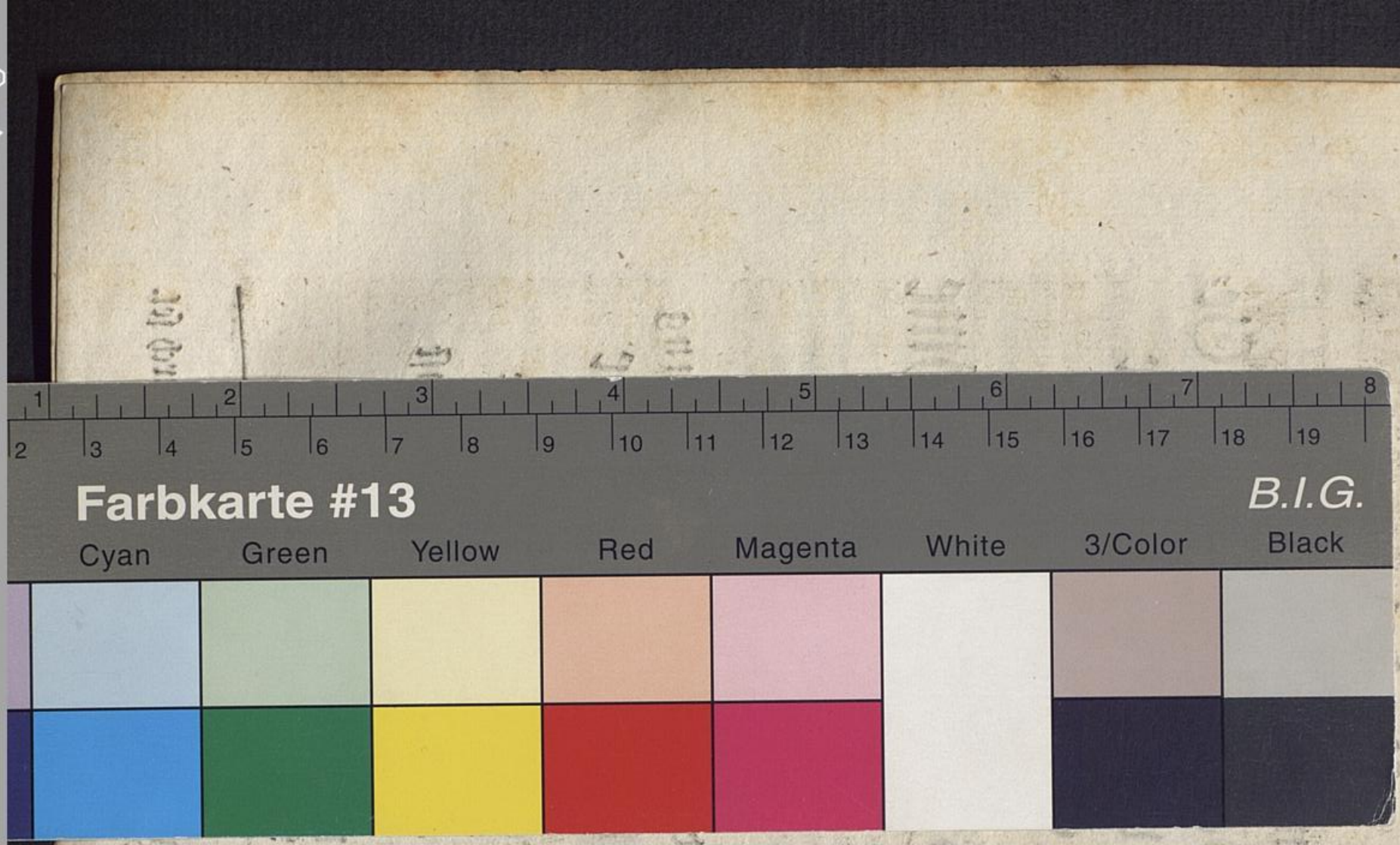
unterthänigst, gehorsamst und ergebenst
einladet

Johann Michael Herbart,
Rector der Schule.

Oldenburg,
gedruckt in der Königl. Dän. priv. Buchdruckerey, durch sel.
Johann Conrad Götjens nachgelassene Erben. 1748.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Die Unpartheylichkeit ist eine Tugend, welche die Menschen in dem gesellschaftlichen Leben mit Recht von einander fordern: denn ohne dieselbe verliert die Wahrheit eine von ihren größten Stützen, und die Ungerechtigkeit hebt allenthalben ihr Haupt empor. Es ist daher kein Wunder, daß diese Tugend sehr hochgeachtet wird, und einer vor dem andern sich um die Wette bemühet, den Besitz derselben zu behaupten. Wäre es denn nicht verwegen, wenn man dem menschlichen Geschlechte dieses vermeyntliche Eigenthum streitig machen wollte? So weit soll sich meine Kühnheit nicht erstrecken: ob es gleich leicht wäre, darzuthun, daß die wenigsten sich desselben rühmen können. Ich bin nur gesonnen, die Schwierigkeit, unpartheyisch zu seyn, die so wohl überhaupt bey allen Menschen, als insbesondere bey den Geschichtschreibern sich hervorthut, kürzlich anzuzeigen.

Wenn jemand in Beurtheilung einer Person oder Sache sich so verhält, daß er weder der Gunst, noch dem Hasse im geringsten Gehör gibt; so nennen wir ihn wohl mit Recht unpartheyisch. Es kommt nicht darauf an, ob unser Urtheil allezeit richtig ist, oder nicht? Denn es liegt oft an dem Mangel unserer Einsicht, wenn wir ein falsches Urtheil fällen, obgleich weder Gunst noch Haß einigen Antheil daran haben. Auch muß man die Unpartheylichkeit nicht mit der Aufrichtigkeit vermengen. Es kann jemand partheyisch und doch aufrichtig seyn: wie deswegen der berühmte Herr Prof. Baumgarten in der Vorrede zum ersten Theil der allgemeinen Welthistorie S. 13. sehr wohl anmerket, daß weder die tugendhafte Schreibart, noch auch eine sonst erweißliche gewissenhafte" Gemüthsfassung hinreiche, einen andern gegründeten Verdacht der" Partheylichkeit abzulehnen; sonderlich wenn entweder aus jemandes"

" Vorurtheilen eine eingebildete Pflichtmässigkeit, oder aus blindem Eifer
" und Leidenschaften eine Unvorsetzlichkeit derselben erweislich ist.

Der Grund, warum es den Sterblichen bey aller angewandten Mühe, schwer fällt, unpartheyisch zu seyn, lieget ohnstreitig in der Natur der Seele und in der verschiedenen Beschaffenheit der Dinge: welche Stücke wir folglich etwas näher beleuchten müssen. Wie überhaupt kein Ding dem andern vollkommen ähnlich ist; so wird mir ein jeder diese Unähnlichkeit bey den Menschen ohne Widerrede zu gestehen. So viele Menschen je den Erdboden betreten haben, oder noch betreten werden, so viele Grade ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit können wir mit Grund der Wahrheit behaupten: wir mögen entweder auf die Kräfte des Verstandes, oder natürliche Neigung des Gemüths, oder auf die Gesichtsbildung und Leibesgestalt, oder auf die Glücksgüter, oder Tugenden und äussere Aufführung unser Absehen richten. Aus der Verschiedenheit der Empfindungs- und Beurtheilungskraft folget ferner, daß die Vorstellung von einer Sache bey verschiedenen Personen ganz ungleich ist. Es gefällt nicht allen einerley. Wie mancher verehret eine Göttin, die in den Augen anderer Menschen eine Mißgeburt ist?

Ist es denn nun wohl eine so leichte Sache, bey so unendlicher Verschiedenheit der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Menschen, und bey der so unterschiedenen Vorstellungskraft derselben in Ansehung anderer Menschen und ihrer Handlungen, sich bey einer vollkommenen Gleichgültigkeit zu erhalten? Wir wissen ja alle aus unserer eigenen Empfindung, daß eine vermeyntlich grössere Vollkommenheit eines Dinges der Seele mehr Vergnügen gewährt, als eine geringere; wir wissen, daß die Seele aus natürlichem Triebe dasjenige vor allen andern wählt, was ihr das größte Vergnügen verursacht, und was sie folglich vor das beste hält. Daraus folgt unwiedersprechlich, daß der geringste Grad der Vollkommenheit, den wir bey einem Menschen mehr als bey dem andern wahrzunehmen vermeynen, den Ausschlag gibt, daß wir eine grössere Zuneigung zu ihm, als zu dem andern empfinden.

Wann wir uns denn nun an der vermeyntlich wahrgenommenen Vollkommenheit eines Menschen vergnügen; so nennen wir das eine Gunst oder Zuneigung. Diese ist eine Art der Liebe. Weil nun das eine unzertrennliche Eigenschaft der Liebe ist, daß sie sich unaufhörlich geschäftig erweiset, an dem beglückten Zustande der geliebten Person sich zu belustigen: so wird sie eben dadurch zugleich angetrieben, diese Glückseligkeit als den Grund ihres Vergnügens immer mehr zu befördern. Es erstreckt sich solches so gar auf unvernünftige Geschöpfe. Wem ist das Glück eines Schooshündgens unbekannt, wenn es unter die Hände einer Liebhaberin seines Geschlechts gerathen?

Diese Gunst nun, so wir einem Menschen wegen seiner guten Eigenschaften schenken; und die Abneigung, so der wahrgenommene Mangel derselben in uns verursachet, setzt unsere Seele aus dem Gleichgewichte. Wir ergreiffen alsbald die Parthey des einen und verlassen die Parthey des andern. Wem leuchten nicht die Folgen davon in die Augen? Wir finden nemlich an der Person, die wir unserer Gunst würdig schätzen, unser Vergnügen. Nun lässet sich niemand gern sein Vergnügen rauben. Wir wenden daher alle Mühe an, dasjenige aus unserm Gemüthe zu entfernen, was unser Vergnügen zerstören könnte. Verrichten demnach unsere Lieblinge eine, auch nur dem Schein nach, mittelmässig gute That; so gehet unser Rühmen und Loben über alle Schranken. Warum? Es vergrössert dieses unser Vergnügen. Kommt uns aber ein schlimmer Handel desselben zu Ohren; so schelten wir auf die Lästermäuler; und zugleich stellt sich ein ganzes Heer von Entschuldigungen zu unsern Diensten. Dagegen verkleinern wir die guten Thaten derer, die wir unserer Gunst unwürdig achten; und ihre schlimme Handlungen kommen uns gar abscheulich vor: wir können nicht Farben gnug finden, die Abscheulichkeit recht nach dem Leben abzuschildern.

Zwar lehren die Weltweisen mit gutem Grunde, daß der Zustand der Seele oft in einem Gleichgewichte stehe, so daß wir eine Sache oder Person weder begehren noch verabscheuen, weder lieben noch hassen. Und in Betrachtung dessen sollte es das Ansehen gewinnen, daß wir

mit leichter Mühe unpartheyisch seyn könnten. Allein dieses ereignet sich alsdann nur, wenn entweder die Sachen in einer ziemlichen Entfernung von uns stehen, daß der Unterscheid derselben nicht genau bemerket werden kan, oder, wenn sie uns zwar näher und kenntbar sind, wir aber wegen einer anderweitigen Zerstreuung der Gedanken nicht die gehörige Aufmerksamkeit darauf wenden. Ich berufe mich dabey auf eines jeden Erfahrung. Man sitzet in einem Zimmer, wo gespielet wird; man achtet nicht sonderlich auf die Spielgesellschaft. Man lieset oder denket vor sich. Unser Gemüth bleibt in Ruhe. Es ist uns gleich viel, wer gewinnt oder verliert. Allein sobald nähern wir uns nicht und haben acht auf das Spiel; so ergreiffen wir auch schon aus einem gewissen Bewegungsgrunde des einen Parthey. Wir hören von ohngefehr, daß zwey auswärtige Könige in einem andern Welttheile in einen Krieg verwickelt worden. Das ist uns anfangs gleichgültig. Man lasse sich aber nur weiter ein; man lese die vollständigen Berichte davon mit Nachdenken; man setze dieses fort: werden wir uns wohl lange im Gleichgewichte erhalten können? Schenken wir nicht dem einen Könige unsere Gunst, weil wir an ihm mehr Vollkommenheiten wahrnehmen als an dem andern? Wünschen wir nicht, daß er siegen möge? freuen wir uns nicht, wenn er gesieget hat? halten wir nicht sein Thun vor gerecht, und des andern vor ungerecht? Da ich eben des Spiels erwehnet, und bemerket, daß wir aus einem gewissen Bewegungsgrunde des einen Parthey erwählen; so erinnere ich mich eines gewissen Einwurfes. Der Grund ist manchem unbegreiflich, ob er gleich die Sache selbst zugeben muß. Man sagt: die Spielende sind alle meine guten Freunde, warum bin ich denn nun diesem im gegenwärtigen Spiel mehr gewogen als dem andern, da ich doch vor kurzer Zeit eines andern Parthey gehalten habe? Ich könnte hierauf überhaupt antworten, daß vieles in unserer Seele vorgehe, davon wir den Grund nicht immer sogleich finden können, obgleich nothwendig einer da seyn muß. Unsere Seele ist mit unzählichen dunklen Begriffen angefüllet, die ohne unser würckliches Denken einen starken Einfluß in unsere Urtheile und Handlungen haben. Wer denkt jeden Augenblick an seinen Stand, an sein Alter, an Ort und Zeit? und doch handeln wir diesen Umständen gemäß. Wer wollte

denn nun leugnen, daß die Begriffe von diesen Umständen, ob sie gleich in der Dunkelheit liegen, so daß es scheint, als wenn wir uns derselben zu der und jener Zeit fast nicht bewust wären, einen Einfluß in unsere Handlungen haben? Ich könnte hievon viele Exempel anführen, wenn ich meinen Lesern nicht zutrauete, das es ihnen bekannte Dinge wären. Dergleichen dunkele Begriffe können nun auch bey dem Spiel unsere Seele bestimmen, daß sie die und keine andere Parthey ergreifft. Doch wir dürfen die Sache vielleicht nicht so weit herholen. Ein kleiner Umstand, daß wir z. E. dem einen näher stehen, als dem andern, kann verursachen, daß wir ihm zuerst ins Spiel sehen. Dies ist schon hinlänglich, uns bald einzubilden, als wenn wir der Spieler selbst wären, und daß wir also vor einen Mann stehen müssen. Uebrigens leugnen wir gar nicht, sondern es ist vielmehr unser Augenmerk, zu beweisen, daß die Gunst und der Haß, den wir zu jemand tragen, die vornehmsten Quellen unserer Partheylichkeit sind.

Wir haben oben erwiesen, daß die blosse Vorstellung der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, wann sie gleich auf uns kein Absehen hat, Liebe oder Haß erregen könne. Die Erfahrung lässet keinen Zweifel übrig. Niemand unter uns wird sich rühmen können, daß ihm aus den Händen der Königin von Ungarn die geringste Gnade zugeflossen. Woher war ihr denn jedermann so günstig? Ihre grossen persönlichen Eigenschaften, ihre Standhaftigkeit in den bedrängtesten Umständen, ihre Liebe zur Gerechtigkeit, ihre weltgepriesene Leutseligkeit und andere Tugenden fesselten aller Herzen und erweckten in ihnen die größte Zuneigung. Wir dürfen in allen das Gegentheil setzen, so haben wir den Grund des Hasses, oder wenigstens des Mangels der Gunst. Wir müssen gestehen, daß ein blosses Gedicht eben dergleichen Würkungen in uns hervorzubringen pflege. Es ist aber unleugbar, daß wenn uns von jemand besondere Vortheile zufliessen, oder im Gegentheil Schaden zugefüget wird, alsdann die Gunst so wohl als der Haß einen weit höhern Grad erreichen.

Es ist daher eines der nöthigsten und heilsamsten Gesetze eines Staats

Staats, daß die Richter durchaus keine Geschenke nehmen dürfen, weil sonst nicht das Gesetz, sondern die Gunst das Urtheil spricht. Ich erinnere mich hierbey, was ich nur neulich in des du Halde Beschreibung des Chinesischen Reichs II. Th. S. 441. gelesen: "Es fragte einstens jemand den Mandarin Ti ou lun, ob er denn, seit dem er sich "um die Tugend bemühet, es so weit gebracht hätte, daß er alle besondere Zuneigung zu sich selbst oder Eigenliebe überwunden hätte? Nein, "antwortete er, so weit habe ich es noch nicht gebracht; und daß es "nicht geschehen sey, das merke ich daran. Es bot mir jemand vor einiger Zeit ein Pferd zum Geschenk, das so schnell im Laufen war, daß "es in einem Tage tausend Stadien zurücklegen konnte. Ob ich nun "wohl dieses Geschenk ausschlug, als welches von einem Menschen herrührte, der allerhand unlautere Absichten haben mochte; so kam mir "doch der Name dieses Mannes ins Gemüth, so oft nur ein Amt zu besetzen war." Machte das blosse Anbieten eines Geschenks so grossen Eindruck ins Gemüth; was würde das Geschenk selbst vor Würkung gehabt haben? Allein wollen wir uns denn bereden, daß ausser den Geschenken, die Gunst von den Richterstühlen ganz verbannet sey? Wir haben ja gehört, daß die Vorstellung der guten Eigenschaften und Aufführung einer Person, ob diese Dinge gleich auf unsern Zustand gar kein Absehen haben, dennoch Gunst bey uns erwecken könne. Der Richter hört nicht auf, ein Mensch zu seyn: Also kann er sich auch von der Gunst und folglich auch nicht von dem Gegentheil, dem Hasse, ganz entfernen. Ich getraue mir zu behaupten, daß so gar die Schöppenstühle und Juristenfacultäten, ob ihnen gleich die streitenden Partheyen ganz unbekannt sind, dennoch von der Gunst gegen die eine Parthey eingenommen werden können. Der eine Sachwalter übertrift vielleicht den andern an einem einnehmenden Vortrag; oder er hegt solche Grundsätze, welche die Juristenfacultät selbst aufgebauet. Und wer kann alle verborgene Triebwerke in solchen Dingen ergründen?

Hieraus ist denn ja wohl sonnenklar, daß die Gunst und der Haß oder wenigstens die Abneigung, sich überall mit einschleichen, und uns partheyisch machen. Wie sollten wir denn nun glauben, daß es

vor

vor einen Geschichtschreiber eine so leichte Sache sey, unpartheyisch zu bleiben, zumahl wenn wir erwegen, daß die beyden Quellen der Partheylichkeit, Haß und Gunst, bey ihnen oft weit stärker fliessen, als bey andern. Ein Historienschreiber, wo es nicht gar ein Gottesleugner ist, ist einer gewissen Religion, und einer besondern Sekte derselben zugethan; er erkennet ein Reich oder freyen Staat vor sein Vaterland; erfolgt in der Weltweisheit gewissen Heerführern; oder er hat sein eigen Lehrgebäude; er dient einem Monarchen oder geniesset doch desselben Schutz; man besoldet ihn, als einen ordentlichen Geschichtschreiber des regierenden Hauses. So viel und noch mehrere Quellen der Partheylichkeit öffnen sich bey einem solchen Schriftsteller. Haß und Gunst sind auf allen Seiten geschäftig. Ob aber gleich diese tödtlichen Feinde der Historie die Aufrichtigkeit derselben auf verschiedene Art kränken; so sind sie doch nicht leicht unverschämter und arglistiger, als in Religionssachen. Zwey Federn von zweyerley Religionsverwandten beschreiben uns die Geschichte von einem Reiche: Es kömmt uns aber vor, als wenn wir zwey verschiedene Welten vor uns haben. Einige haben die Kunst zu erdichten, zu verschweigen, zu bemänteln, zu bekleistern, so hoch getrieben, daß man, wie von einem Strom, zum Beyfall hingerissen wird: Der andere macht es eben so künstlich. Man sollte bey nahe beyden Recht geben, wie der Bürgermeister von Bremenfeld bey dem Hollberg Zweyer Advocaten Schriften lieset, und beyden seinen Beyfall ertheilet. Ja die Partheylichkeit, welche der Unterschied der Religion erregt, beschleicht bisweilen auch einen Geschichtschreiber wider seinen Willen. Und wer dieselbe ablegen will, muß gewiß grosse Behutsamkeit anwenden, und Herz und Muth besitzen. Denn wer darf so verwegen seyn, und in dergleichen Dingen die nackende Wahrheit vor Augen stellen, wo er nicht mit aller Gelassenheit ertragen kann, daß so wohl die Gemüther der Widersacher noch mehr wider ihn erbittert werden, als auch Leute von seiner Seite ihm den Namen eines Verräthers und Abtrünnigen beylegen. Es haben in Erwegung dessen viele gewünschet, daß ein Thucidydes, oder ein Livius die Kirchen- und Religionsgeschichte hätten beschreiben können, nicht etwan wegen ihrer Beredsamkeit, sondern weil sie Heyden und also unpartheyisch wären. Allein Bayle in

seinem Wörterbuch nach der deutschen Uebersetzung im IV. Th. S. 47. urtheilet darüber sehr wohl: "Er wisse nicht, ob diese beyden Schrift- "steller sich bey einer vollkommenen Unpartheylichkeit hätten erhalten kön- "nen: Dann weil das Pabstthum dem Heydenthum viel gleichförmiger "wäre, als die protestantische Religion, so würden sie sich wider Lu- "thern und Calvin haben einnehmen lassen; ein Historienschreiber könne "sich nicht gnug hüten und den Fallstricken der Vorurtheile beynahe nicht "entgehen. Und das ist nicht nur in Ansehung der Religion, sondern auch in andern Absichten nur mehr als zu wahr. Ein jeder beurtheilt den andern nach seinen Grundsätzen. Bey dem einen sind diejenigen, so die Rechte des Volks vertheidigen, Rebellen, und die, so dieselben unterdrücken, sind Rächer der öffentlichen Ruhe: Bey einem andern sind Feuer und Schwerd ein rechtmäßiges und nothwendiges Werkzeug zur Vertheidigung der Freyheit. Bedenkt man weiter, in wie viel kleine Staaten unser Welttheil zertheilet ist, und wie sehr eines jeden Landes Vortheile unterschieden sind, wie sehr man um Länder und deren Besitz, und den Vorgang ꝛc. streitet; so darf man sich gewiß nicht wundern, daß ein jeder Geschichtschreiber den Vortheil seines Herrn zum Augenmerk habe. Die Liebe zum Vaterland, die Furcht vor dem Landesherrn, eine jährliche Besoldung, und dergleichen, haben gar zu grossen Eindruck in die Seele oder in den Magen eines Geschichtschreibers. Man hält es beynahe vor eine patriotische Tugend, vor das Vaterland zu lügen. Die bisherigen häufigen Berichte von Schlachten und Belagerungen werden uns hiebey keinen Zweifel übrig lassen.

Dem ohngeachtet sey es weit von mir entfernet, die Unmöglichkeit unpartheyisch zu seyn, zu behaupten; Denn sonst müste folgen, daß unsere natürliche Neigungen durch kein Mittel gebessert werden könnten. Ja wir würden einem Seckendorf, Sleidan, Thuan ꝛc. und auch unter den neuern unserm Herrn Baron von Hollberg sehr zu nahe treten, wenn wir ihre Liebe zur Unpartheylichkeit in Zweifel ziehen wollten. Meine Absicht ist nur zu zeigen, daß es keine leichte Sache sey. Und dieses kann uns dazu dienen, daß wir desto aufmerksamer und wachsamer über uns selbst seyn mögen, damit wir die verborgene Neigungen unserer Seele

recht

recht kennen lernen, und uns jederzeit scharf prüfen, ob auch Gunst oder Haß und andere unlautere Triebe sich in unser Urtheil über andere Menschen unvermerkt mit einschleichen. Auch wird es seinen Nutzen darinn zeigen, daß wir den Urtheilen anderer nicht so schlechthin trauen, und insbesondere die Geschichtschreiber immer mit einigem Mißtrauen lesen, und nicht gleich alles vor evangelische Wahrheiten annehmen.

Die Gelegenheit zu dieser kurzen Abhandlung gibt mir eine öffentliche Abschiedsrede, von **dem Nutzen der Historie**, welche

Johann Friederich Gries,
der jüngste Sohn des sel. Herrn Cammerraths Griesen

d. 21. Sept. in der ersten Classe, den Schulgesetzen gemäß halten wird. Er hat sich diese Materie selbst gewählet und ausgearbeitet, und wird durch den Vortrag derselben seine Zuhörer hoffentlich überführen, daß er einen solchen Grund gelegt, darauf er seine academischen Studien glücklich werde bauen können. Es werden demnach hierdurch alle hohe Patronen, Gönner und Freunde der hiesigen Schule zu gnädiger und hochgeneigter Anhörung dieser Rede unterthänigst, gehorsamst und ergebenst eingeladen.

Cantate.

verfertiget
von
Johann Friederich Gries.

Vor der Rede

Ad generum Cereris sine cade & vulnere pauci
Descendunt reges, & sicca morte, tyranni.

Juuenal.

ARIA.

Ein Wütrich wünschet stets vergebens.
Er sucht ein fernes Ziel des Lebens,
Und stirbt durch seine Grausamkeit.
Er herrscht: In einem Augenblicke
Belohnt man ihm die frechen Tücke,
Wo er zu spät die Wuth bereut.

Recitativ

Recitativ.

Denn was gewann
Der Wüterich Domitian
Dadurch, daß er ganz Rom erschreckte?
Der kalte Stahl
Durchborte ihn in seinem Saal,
Obgleich der Wache Schutz ihn deckte.
Dieß, dieß gewann
Der Wüterich Domitian.

ARIA.

Treue Feder der Geschichte!
Du lehrst diese Strafgerichte,
So die Grausamkeit erfährt;
Ja, du bists, die deutlich zeiget,
Daß die Tugend immer steiget,
Tyranney sich selbst verzehrt.

Nach der Rede.

ARIA.

O! wie wohl ist doch den Staaten,
Und dem Fürsten selbst gerathen,
Herrschet er mit weiser Hand!
Seine holde Vaterliebe
Reizt der Völker Ehrfurchtstriebe,
Und beglücket Stadt und Land.

Recitativ.

Lobt, Völker! hier der Dänen König,
Lobt unsern weisen Friederich,
Doch nein! Dieß Lob ist viel zu wenig:
Durch Seine Thaten lobt Er sich.
Wie wird man einst erstaunt in den Geschichten lesen,
Wie Er durch Gnad und Huld ein jedes Herz gerührt;
Wie selbst das Lob, das noch dem Antonin gebührt,
Und den Trajan erhebt, in Ihm vereint gewesen!

O!

O! mögte nur Sein Reich in vielen Jahren
Von Seiner Weisheit noch den edlen Zweck erfahren!

ARIA.

Friedrich lebt einst in Geschichten!
Musen! setzt bey eurem Dichten
Euch anitzt ein gleiches Ziel.
Singt! Er schützet eure Chöre;
Seine Weisheit macht euch Ehre;
Von Ihm rühmt ihr nie zu viel.

- - - - - fama perennis erit.

Ouid.